

Unterkühlte Autorität des Postpunk

Konzert Die US-Band Interpol hat im Theaterhaus gastiert.
Von Christof Hammer

Für Szenebands war Stuttgart zuletzt eher eine No-go-Area als ein Hot Spot. Nun hat mit Interpol nach langer Zeit mal wieder eine Ikone der Indiebranche richtige Autobahnfahrt nach Stuttgart gefunden. Und was gab es zu sehen? Ein zwar ordentlich gefülltes, aber keineswegs ausverkauftes Theaterhaus. Waren also weite Teile der heimischen Szeneklientel im Urlaub? Oder spielte da nur noch eine ehemalige Kultband mit inzwischen beschränkter Anziehungskraft – obwohl dem Trio aus New York mit dem jüngsten Werk „El Pintor“ ja ein prächtiges Comeback gelungen ist?

Im Theaterhaus präsentierte sich die Formation, durch Gastkeyboarder und –bassisten zum Quintett aufgestockt, als eine im besten Sinne fortschrittstresistente Autorität des Postpunk. Nahtlos, aber eben ohne jeglichen Innovationswillen knüpfen die Songs von 2014 an das Debüt „Turn on the bright Lights“ von 2002 und den Nachfolger „Antics“ an. Material aus den drei Alben mit den Hits „Evil“, „Cmere“ und „Obstacle 1“ als Ankerpunkten dominierte denn auch das 75 Minuten kurze Set, gespielt mit routinierter Lässigkeit, die gerade noch die Kurve bekam vor einem Auftritt Marke Dienst nach Vorschrift.

Der Bewegungsradius des Sängers und Gitarristen Paul Banks umfasste kaum mehr als den berühmten Bierdeckel; ähnlich statisch agierte auch der Rest der Truppe. Optische Attraktionen? Leider. Optische Attraktionen? Fehlanzeige. Ein zwar üppig dimensioniertes, aber einfach strukturiertes Bühnenlicht mit dem typischen Interpol-Rot als Leitfarbe reichte fürs Theaterhaus. Dieser minimale Aufwand genügt allerdings für beachtliche Intensität. Die strenge Stimme von Banks, die schweren Drums von Sam Fogarino und Daniel Kesslers Heulbojen-Gitarre, die das ganze Spektrum zwischen kantig, sphärisch und singend auslotete, die Achtennoten splittieren ließ und insgesamt so kirschig kühl klang, das manchmal Eiszapfen von den Saiten zu fallen schienen: zwischen diesen Eckpfeilern entwickelte sich ein Spannungsfeld, das rauher Lärmigkeit und unkalulierbarer Nervosität den Vorzug vor bloßem Schönklang gab und durch Tempo und Dringlichkeit überzeugte. Die durchgehend druckvolle Gangart ließ allerdings kaum dramaturgische Abwechslung zu.

Als Szeneband geht man damit anno 2015 nicht mehr durch. Eher wirkt dieser Auftritt wie eine Schwarz-weiß-Aufnahme aus dem London der späten achtziger Jahre. Aber wie diese britische aller amerikanischen Bands mit ihrem heißkalten Postpunk das Theaterhaus in einen Drei-Sterne-Kühlschrank verwandelte, das hätten auch die Genre-Kollegen aus England kaum besser hingekriegt.



Ein Garten in Irland

Bildband „Irland ist grün und wild. Mit vielen sanften Ecken. So sollte unser Garten Glenkeen werden.“ Auf 100 000 Quadratmetern Land haben die Frankfurter Psychologin Ulrike Crespo und der Wiener Gastronom Michael Satke im irischen Westcoast einen Landschaftspark angelegt – ihr Lebenswerk. Das Ergebnis ist nicht nur in einem, sondern gleich neun Prachtbänden zu sehen, die die Glenkeen Garden – zu deutsch: schönes Tal – zu unterschiedlichen Tages- und Jahreszeiten und aus der Perspektive von fünf verschiedenen Fotografen zeigen. Zu den stimmungsvollsten Bildern gehören Gerald Zugmanns Schwarzweiß-

Aufnahmen (unsere Abbildung), auf denen Wasser, Wolken, flirrende Blätter und windgeigte Bäume „die Seele dieser Landschaft“ einfangen, wie es im Nachwort heißt. Alle Bände dieses herrlichenden und mit dem Gartenbuchpreis 2015 ausgezeichneten Kompodiums sind in einer Kassette zusammengefasst. Die in limitierter Auflage erschienene Box (999 Exemplare) hat ihren Preis, ist aber auch mehr Buchkunstwerk als Buch. Garten und Fotografie gehen hier eine ideale Wahlverwandtschaft ein. – Michael W. Satke (Hg.): Irland Glenkeen Garden, Hirmer Verlag München, 546 Seiten, 389 Euro. (say) Foto: © Gerald Zugmann

Die Welt aus Sicht der Halbhöhenlage

Jubiläum Die in Stuttgart erscheinende Kulturzeitschrift „Das Plateau“ feiert ihr 25-jähriges Bestehen. Von Rolf Spinnler

Das sich ein Verlag zur Flankierung seines Programms eine Zeitschrift hält, ist nichts Ungewöhnliches. S. Fischer mit der „Neuen Rundschau“, Hanser mit den „Akzenten“ oder Klett-Cotta mit dem „Merkur“ sind nur die prominentesten Beispiele. Von einem eher kleinen Haus wie dem Stuttgarter Radius-Verlag würde man das aber nicht unbedingt erwarten. 1962 von Horst Bannach gegründet und seit 1978 von dem Theologen Wolfgang Erk als GmbH mit 25 Gesellschaftern geleitet, gibt der Verlag seit 1990 die Zeitschrift „Das Plateau“ heraus. Sie erscheint sechsmal im Jahr, umfasst nicht mehr als 48 Seiten, kostet als Einzelheft 15 und im Jahresabonnement 75 Euro und feiert jetzt im August mit ihrer 150. Ausgabe ein doppeltes Jubiläum.

Man habe einen Abonnentenstamm von etwa tausend Lesern, sagt der Verlagschef

Wolfgang Erk, der zugleich als Herausgeber fungiert und auch das beratende Kuratorium beruft. Das Verlagsprogramm von Radius, das auf dem Vierklang von Theologie, Politik, Belletristik und Kunst beruht, soll sich auch in der Zeitschrift und ihren Mitarbeitern niederschlagen. Erk widerspricht nicht, wenn man die Verlagslinie mit dem von Ernst Troeltsch und Adolf von Harnack Anfang des letzten Jahrhunderts geprägten Begriff des „Kulturprotestantismus“ charakterisiert. Unter den „Plateau“-Autoren wie den Mitgliedern des Kuratoriums findet man denn auch zahlreiche Zeitschriften, die man im engeren oder weiteren Sinn diesem Milieu zuordnen kann: angefangen von Inge Jens über die Schriftsteller Peter Härtling und Adolf Muschg, die ehemaligen Politiker Björn Engholm, Reinhard Höppner und Henning Scherf, die Wissenschaftler Hartmut von

Hentig und Gert Ueding, die Musiker Christoph Eschenbach und Wolfgang Rihm, die Künstler Emil Schumacher und Günther Uecker bis zu den Theologen Eberhard Jüngel, Friedrich Schorlemmer und Fulbert Steffensky.

Damit sind auch schon die Licht- und Schattenseiten des Verlagsprogramms wie der Zeitschrift erahnbar. Wenn man die renovierte Altbauwohnung in der Stuttgarter Alexanderstraße in bester Halbhöhenlage betritt, in der der Verlag residiert und Wolfgang Erk seine Gäste empfängt, dann umfängt einen sofort jene bürgerliche Gedeihenheit, die auch „Plateau“ kennzeichnet. Der Hausherr hört beim Arbeiten klassische Musik, an den Wänden hängen Bilder von Künstlern, mit denen man wahrscheinlich schon einmal zusammengearbeitet hat, und ein Konzertflügel zeigt an, dass hier gelegentlich für Gäste musiziert wird.

Einen ähnlichen Eindruck gewinnt man nach der Lektüre der Zeitschrift, die, so der Herausgeber Erk, mit dem Anspruch auftritt, in der „höchsten inhaltlichen Liga“ mitzuspielen. Puristisch wirkt schon die

Oscar-Kandidaten

„Victoria“ reist nicht nach Hollywood

Der Film „Im Labyrinth des Schweigens“ über die Frankfurter Auschwitz-Prozesse geht für Deutschland ins Rennen um den Auslands-Oscar. Dem Regisseur Giulio Ricciarelli und seinem Team gelinge in seinem Debütfilm ein spannendes und bewegendes Drama, urteilte die Jury am Donnerstag in München. Ihre Sprecherin Dagmar Hirtz betonte: „Ich finde den Film einfach unglaublich wichtig, weil über dieses Kapitel in Deutschland überhaupt noch nie ein Film gemacht wurde.“ Giorgio Ricciarelli zeigte sich erfreut: „Dass dieser Film jetzt auf diese Reise geschickt wird... ich bin sehr bewegt.“

Der Favorit, Sebastian Schippers Erfolgsfilm „Victoria“, ging dagegen leer aus. In „Victoria“ wird zu 49 Prozent Englisch gesprochen, von der Academy sind in der Kategorie nichtenglischsprachiger Film aber nur 40 Prozent erlaubt. „Es lag keine Ausnahmeerlaubnis vor“, sagte Dagmar Hirtz. „Es gibt Regularien, an die wir uns halten mussten.“ Der Aufsichtsratsvorsitzende von German Films, der Auslandsvertretung des deutschen Films, Peter Herrmann, sagte zur Filmauswahl: „Dieses Gremium ist dazu da, den Film unter den eingereichten deutschen Filmen auszuwählen, der nach dem Fachwissen und der Expertise der Jury die größten Chancen hat, den Oscar zu gewinnen.“

Leer ausgegangen sind auch „Elser – Er hätte die Welt verändert“ von Oliver Hirschbiegel, Til Schweigers Alzheimer-Film „Honig im Kopf“, „Jack“ von Edward Berger, „Schmids Katze“ von Marc Schlegel und „Wir sind jung, wir sind stark“ von Burhan Qurban. Eine offizielle Nominierung bedeutet die deutsche Entscheidung für „Im Labyrinth des Schweigens“ noch nicht. Die Academy of Motion Picture Arts and Sciences in Los Angeles wählt fünf Kandidaten aus den Einsendungen aller Länder aus. Die 88. Oscar-Verleihung findet am 28. Februar statt. dpa

Da & dort

Tropisch erotisch

Sie scheinen regelrecht gemästet vom untergemischten Weiß, die ovalen Farbflächen und -flächen auf den Bildern auf den Bildern von Ely Weiblen. Offenbar hat die Stuttgarter Akademieabsolventin das große Einmal-eins des Malkastens von Josef Albers gelernt, denn in der Städtischen Galerie Fellbach lässt sie auch dickflüssiges Bunt federleicht schweben. Indem manche Elemente vor-, andere dagegen zurücktreten, bekommt alles räumliche Tiefe. Unverhofft erkennt man in sattgrünen Lanzettformen italienische Zypressen oder in amorpher Masse einen fliegenden Felsbrocken wie bei Magritte. (Bis 13. September, Marktplatz 4, Di–Fr 16–19, Sa, So 14–18 Uhr.)

Kein Surrealismus ohne sexuelle Symbole. Bei Anna Claudia sind es phallische Blütenstände und der Schlitz im Fruchtfleisch einer Wassermelone, die das Exotische mit dem Erotischen vermählen. Im Stuttgarter Rathaus erinnert eine vom Italienschen Kulturinstitut ausgerichtete Schau an die nach ihrem Tod 1976 in Vergessenheit geratene Malerin, deren naiv-fantastischen Landschaften und Stillleben die Schönheit des Kreatürlichen feiern. In mango- und papayafarbener Tropenpalette träumte Anna Claudia von ausgelassenen Mädchenspielen in üppiger Naturkulisse. (Bis 13. September, Marktplatz 1, Mo–Fr 8–18 Uhr.)

Serie „Unverkäuflich“: Stuttgarter Galeristen stellen Werke vor, die sie für sich behalten. Heute: Thomas Niecke. Von Georg Leisten

Ihr Beruf ist es, mit Bildern zu handeln. Doch viele Galeristen sammeln Kunst auch privat. Für unsere Sommerserie haben wir einige nach ihrem Lieblingsstück, das sie niemals veräußern würden, gefragt. Heute: Thomas Niecke vom Kunsthaus Keim.

Kreise mit Kringeln und Häkchen drumherum. So simpel das Bild auf den ersten Blick angelegt ist, so komplex wird seine Struktur bei näherem Hinschauen. „Ich besitze es seit über zwanzig Jahren“, sagt Thomas Niecke, „trotzdem entdecke ich immer wieder neue Einzelheiten – versteckte Querverbindungen, Schlangelinien und Farbvariationen.“ Ray Loy, der Name des Künstlers, ist ähnlich unbekannt wie das Genre, für das er steht: das Dot Painting, die Punktmalerei der australischen Ureinwohner. Hatten sich die Aborigines zuvor nur auf Felsen oder Baumrinne verewigt, begannen sie in den siebziger Jahren ihre Bildwelt auf Leinwände zu bringen. Bald schon interessierten sich der einheimische, dann der amerikanische Kunstmarkt für die minutös getüpfelten

Kompositionen. Niecke, damals noch Macher des Kunstkabinetts Kirchheim/Teck, war um 1990 einer der ersten kommerziellen Galeristen, der zeitgenössische Dot Paintings auch in Deutschland anbot.

„Viele waren überrascht. Eine etwas merkwürdige Sammlerin hat mich sogar gefragt hat, ob denn auch ‚welche von den Wilden‘ zur Vernissage kämen.“ Während die Formensprache anderer Naturvölker dem europäischen Publikum bereits durch Expressionismus oder Kubismus vertraut war, ließen sich die Werke der australischen Stammeskunst auf nichts hierzulande Bekanntes beziehen. „Außerdem“, fügt Niecke, von Haus aus Architekt, hinzu, „ist Down Under nun mal der am weitesten von Europa entfernte Kontinent.“

Die Bilder fanden nur mäßigen Absatz, sodass Niecke, als er kurz darauf das Kunsthaus Keim in Stuttgart übernahm, keine Aborigine-Kunst mehr führte. Aber er hatte ein Bild aus der Kirchheimer Ausstellung für seine Privatsammlung erworben. Eines der besten, wie der gebürtige Münchner findet. Für seinen Geschmack machen die Aborigine-Künstler mittlerweile zu große

Galerienotizen

Aus der Perspektive der Götter



Thomas Niecke mit seinem Dot Painting von Ray Loy

Foto: Lichtgut/Max Kovalenko

Zugeständnisse ans Poppige, Ray Loy hingegen halte sich noch relativ streng an die indigene Tradition: erdige Farben und ein fest definierter Formenschatz.

„In den USA“, sagt der Kunsthändler, „überschreiten Spitzenwerke des Dot Paintings manchmal sogar die Millionengrenze.“ In welcher Preisklasse Ray Loy heute gehandelt wird, weiß Niecke nicht. Das Gemälde ist ein fester Bestandteil seines Alltags geworden. Hing es anfangs im Büro, zog das Tüpfelmosaik später ins Esszim-

mer um. Dort nimmt es den Galeristen dreimal täglich mit in die mythologische Traumzeit der australischen Wüste. „Das Bild“, erklärt er, „stellt eine Landschaft von oben dar: die Welt aus der Perspektive der Götter.“ Aber manche, so Niecke, glauben immer noch, Dot Paintings wären eine „rein dekorative Angelegenheit.“ Gleich mehrere Käufer, erinnert sich der Galerist, kamen aus der regionalen Mode-Industrie. „Die Motive der Bilder habe ich später auf T-Shirts und Kleidern wiederverdeckt.“